Schützenneid.

Eine Geschichte von Hemmingl.

Zwei Hasen Hanne und der Lucas Martl waren beide ganz Kauz auf einander, die Hanne hält mehr noch auf den Martl als dieser auf die Hanne. Zwoppen ging es vielmehr mit dem Sakramente der Ehe und was noch mehr zu verwundern, aus Schuld der Hanne. Der Martl war nämlich ein passionierter Scheibenschütz und 30 Stunden im Umkreis mit allen Schützenmeistern gevatert und verwettet. Die Hanne war eine geschworene Feindin von Pulver und Blei, von Stutzen und Scheiben — Warum denn? Einmal erstens, weil der beste Schütz alle Jahr eine Kuh verschießt, zweitens und hauptsächlich, weil die Schützen ihre Büchse zehnmahl lieber haben als ihr Weib, die Büchse ausführen und das Weib daheim sitzen lassen, halbe und ganze Nächte lang, ja Tage und Wochen lang nicht wissen, wo sie zu Hause sind. Beim Vater der Hanne — tröst' ihn Gott! war es gerade so gewesen. Darum sagte die Hanne dem Martl, als dieser auf Brautwerbung kam, frank und frei heraus, sie habe einen ofengroben Korb bereit, wenn der Martl nicht seinen Stutzen verkaufe, dem Schützenteufel und allen seinen Werken und aller seiner Pracht aus ganzem Herzen widersage. Der Martl stand da wie ein Bär, der seinen Rüssel in ein Essigfaß statt in einen Honigtopf gesteckt hatte. Die Wahl machte ihn schwitzen — entweder keine Büchse oder keine Hanne. Er dachte eine Weile nach, dann leistete er die feierliche Absage an Pulver und Blei sowie deren Anhang. Nun dürfen die Leser nicht glauben, daß dem Martl mit seinem Abschwören blutiger Ernst gewesen; er hatte sich ein Hintertürl offen gelassen, indem er wohlweislich verschwiegen, wie lange Zeit er dem Schießen Ade sagen wolle. In seinem Innern hatte er sich das Ding ganz nett zurechtgelegt. In den wenigen Herbstwochen glaubte er der Versuchung nicht schwer widerstehen zu können, im Winter hatte die Schießerei ehedem Feierabend, im Frühjahr war die Hanne um sechs Monate älter und gewiß um sieben Lot vernünftiger geworden — da wollte er eine kleine Pulververschwörung anzetteln und die Sache wieder ins alte Geleise kehren. Einstweilen übergab er seinen Stutzen dem Bärenwirt zum Aufbehalten, das andere Schießzeug verwahrte er in einem Schranke.

Also kam die Hochzeit zustande. Der Martl durchlebte den Herbst und Winter in Glück und Frieden mit seiner jungen Ehehälfte.

Die Osterglocken hatten ausgeläutet und der Weiße Sonntag brachte das erste Freischießen auf dem Oberrieder Schießstande. Der Martl beteiligte sich nicht daran, sondern lag zu Hause auf der Ofenbank und hatte einen Mut wie ein blinder Kater. Heimlichers war ihm der weiche Knall der Scheibenstutzen die liebste Musik gewesen, die wallenden Schützenfahnen über, die tanzenden Hahnfedern, die blanken Stuben und die löcherbesäten Scheiben das liebste Schauspiel. Nun sollte er auf all das verzichten. Heute flieg zum erstenmal ein leiser Unmut gegen die Hanne in seinem Herzen auf.

Eine Woche später hatte er seinen Stutzen vom Bärenwirt in das Haus geschmuggelt. Es verflossen einige Tage und er wagte eine Schießprobe. Sein Weib schaute ihn im Vorübergehen gekränkt an, sagte aber nichts. Der Martl setzte das Schießen fort, die Hanne sprach immer weniger und gab sehr kurze Antworten. Der Martl besuchte das nächste Freischießen, sein Weib verlor gänzlich die Sprache. — Aber das war nur die Ruhe vor dem Sturm.

Der Martl kam in den nächsten Tagen etwas spät nach Hause, da brach das Wetter los und zwar so heftig, daß der Martl vor seiner Ehehälfte — erschrak. Nach einer sehr kräftigen Anrede und einer nachdrucksvollen Strafpredigt schrie das Weib im höchsten Zorn: „Wenn du das dumme Schießeisen nicht morgen noch aus dem Haus schaffst, so ziehe ich heim zu meiner Mutter und mit zehn Paar Ochsen bringst du mich nicht mehr herunter in dein Haus!"

Der Martl besaß kein starkes Herz, er wurde ganz zerknirscht, verabscheute alle seine Vergehen und gelobte Besserung. Allein seine Bekehrung war keine aufrichtige.

Daheim in Oberried durfte er seiner Schützenleidenschafte nicht mehr fröhnen, darum schaute er nach ausläßig. Seinen Stutzen hatte er bei einem Wirt, eine Stunde von Oberried verborgen. Seine Blechpfanne hatte die Ehehälfte in eine Schmalzpfanne verwandelt und seine Kugelzange in eine Beißzange. Der Martl schaffte sich neue an. Auch begann er jetzt mit allem Ernst Vieh zu handeln. Durch den Viehhandel wurde er gezwungen öfters Reisen zu machen; aber er besuchte auf seinen Reisen viel häufiger die Schießstände als die Märkte. Seine Ochsen, welche er schon dutzendmale verkaufen wollte, brachte er immer wieder nach Hause. Das einemal war der Handel flau gegangen, das anderemal hatten er die Ochsen gar nicht hergegeben, das drittemal war er mit einem Pinzger gerade noch zwei Gulden auseinander gewesen, da hatte ihn der Pinzger stehen gelassen um. Wenn der Martl zu Hause weilte, schaute er oft Viertelstunden lang über einen Hühnerstiel oder über einen Rechenstiel hinaus und wenn ihn die Hanne fragte, was er denn so messe, dann lautete die Antwort, er müsse nur sehen, ob der Stiel wohl gerade sei. Die Frau schüttelte den Kopf und begann geheimen Verdacht zu schöpfen. Sie wurde darin noch bestärkt, als der Martl bei seiner Heimkunft von einer Reise einmal einen Hummernstern auf dem Hutbande vergessen hatte. Eines Tages brachte ihr eine Nachbarin die gewisse Nachricht, daß ihr Mann in Vorderboden zwei „Zentrum" geschossen und das erste Best davongetragen habe. Die Hanne wurde grün und gelb vor Ärger. Am meisten kränkte sie die Falschheit ihres Mannes. Aber sie schluckte ihren Zorn hinunter; sie wollte sich mit eigenen Augen überzeugen und den Heuchler auf frischer Tat ertappen. Als ihr Mann nach Hause kam, tat sie ungemein freundlich. Es vergingen ein paar Wochen, da fing der Martl wieder an, über die Rechenstiele hinauszublinzeln.

„Ah," dachte sich die Hanne," jetzt kommt wieder bald ein Markt aus."

Aber sie hatte sich getäuscht. Diesmal hatte der Martl eine große Wallfahrt verlobt nach Weißenstein wegen einem kranken Vieh. Die Hanne lachte, sie kannte ihren Martl; er war zwar kein schlechter Christ, aber in der Betbruderschaft war er nicht drinnen.

„Zur Muttergottes nach Weißenstein!" — dachte sie — „das geht gewiß zum hl. Sebastian nach Schießenstein!"

Der Martl aber packte den Ranzen und lenkte richtig seine Schritte nach Süden gen Weißenstein. Die Hanne begleitete ihn eine Stunde Weges. Als sie von einander Abschied genommen, versteckte sich das Weib hinter einem Baume, um zu sehen, ob der Teure wohl nicht umkehre; aber der Martl schritt wacker nach Süden. Die Hanne ließ ihren Verdacht sinken und kehrte beruhigt nach Hause. Dort fiel ihr erster Blick auf den Werktagsrock des Mannes. Sie durchsuchte neugierig die Taschen — was war denn das für ein Zettel? Hollah, ein Ladschreiben zu einem großen Schießen mit 400 Gulden nach N. in Stubai! Das Schießen begann heute und dauerte fünf Tage. Nun wurde die Hanne wieder unruhig. Aber ihr Mann war ja in der Richtung hinein gewandert und das Stubai lag weit draußen! . . . Das verschlägt nichts.

Schützen und Jäger machen oft große Umwege . . . Die junge Bäuerin grübelte eine Zeit lang, dann war ihr Plan fertig: Morgen ging sie ins Stubai, wohin eine Muhme von ihr geheiratet hatte, auf dem Wege konnte sie beim Schützenwirt in N. ein wenig zusprechen. Gedacht, getan.

Schluß folgt.

* * *

Humoristisches.

— Immer im Fach. — Professor der Botanik (einigen eingeladenen Studenten seine Töchter vorstellend): „Hier, meine Herren stelle ich Ihnen meine Töchterr Rosa, Erika, Flora und Veronika vor — möchte aber gleich bemerken, daß das Botanisieren in diesen meinen Anlagen streng verboten ist."

— Bei Tisch. — Kurtchen: „Gibt es nocheitwas, Mama?"

Mama: „Nein!"

Kurtchen: „Ganz gewiß nicht?"

Mama: „Aber nein! Es gibt nichts mehr!"

Kurtchen: „Na, denn kann ich's ja sagen, daß ich schon Leibschmerzen habe!"

— Äußerstes Entgegenkommen. — Herr: „Gut, daß ich Sie treffe, gnädige Frau. Eine Empfehlung von meinem Herrn Papa und Ihr Herr Gemahl möchte doch morgen zu einer Comitesitzung zu ihm kommen."

Dame: „Mein Mann ist leider vorige Woche gestorben; sonst recht gern!"

Aus der Schule.

Lehrer: „Wie ich Euch gezeigt habe, liebe Kinder, bedeutet die Vorsilbe „ver" meist, daß etwas in einen ungünstigen Zustand übergeht, oder schlechter wird. Ihr habt da z. B. die Worte: verderben, verpfuschen usw. Kannst Du mir ein paar andere Beispiele geben, liebes Fritzchen?" — Fritzchen: „O, ja, verloben, verheiraten!"

Unsere Kinder.

Herr: „Kleiner, wie heißt Du?" — Knabe: „Bei gebildeten Leuten heiße ich „Sie".

Der kleine Nationalökonom.

Lehrer: Wenn die Ausgaben die Einnahmen überschreiten, wie nennt man das?

Pepperl: Eine Sauwirtschaft, Herr Lehrer.

— Die beiden Konkurrenten. — In einem kleinen Städtchen wohnten zwei Schlächter einander schräg gegenüber. Der eine versah seine Würstchen mit dem Etikett: 1 Mark pro Pfund, mit dem Resultat, daß sein Rivale die seinen für 80 Pfennig feilbot. Daraufhin plazirte No. 1 einen Zettel in seinem Schaufenster, welche besagte, daß man für Würstchen unter 1 Mark nicht garantieren könne No. 2 antwortete durch ein Plakat mit der Inschrift: „Ich habe Seiner Majestät dem König Würstchen geliefet." Am nächsten Morgen prangte im Drübenfenster eine Riesenkarte mit den Worten: Gott erhalte den König!"